

Basel von aussen nach innen

Autor(en): Klaus A. Daigl
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1993

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/a5183f8b-9c57-4702-84f6-3054351ab3b7>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Klaus A. Daigl

Basel von aussen nach innen

Der im badischen Rheinfeldern lebende Autor Klaus A. Daigl wurde von der Literaturkreditkommission des Erziehungsdepartements ausgesucht, um im ersten Halbjahr 1993 das Schreibatelier am St. Alban-Rheinweg 64 für ein Buchprojekt zu nutzen. Der folgende Text stammt aus dem Ateliertagebuch und verarbeitet Erfahrungen und Reflexionen aus dieser Zeit.

(Red.)

Februar

Gut sechs Wochen nach dem Einzug bin ich wirklich heimisch in meinem Schreibatelier und im St. Alban-Tal. Und schon kündigt sich die Fasnacht an. Sie kommt mit dem ersten Märztag. Mein Erschrecken darüber, dass mir die wertvolle Zeit als Atelier-Inhaber davonzufliehen droht, geht erst einmal im Pfeifen und Trommeln unter. Zum ersten Mal erlebe ich am Sonntagabend das Einpfeifen der Laternen. Noch keine Trommeln, noch keine Larven und Kostüme, die Laternen noch unter Tüchern verhüllt, aber schon dieser langsame, feierliche Marschrhythmus, in den alles, was sich bewegt, wie unter Trance verfällt, während eine Spannung über der Stadt liegt, die zu greifen, wenn auch nicht zu begreifen ist. In der Nacht dann die Vorstellung, dass nun eine ganze Stadt wacht oder mindestens so schlecht schläft wie ich, der ich jede halbe Stunde aufwache aus Angst, um drei Uhr den Wecker zu verpassen. Und schliesslich, nach der schier unerträglich gespannten letzten halben Stunde, um vier Uhr wie ein erlösendes Gewitter das plötzliche, allgegenwärtige Getöse aus schrillenden Pfeifen und donnernden Trommeln.

Vor dem Goldenen Stern gibt es Gratismehlsuppe, und dann bin ich aus der Stadt, bevor sich die legendäre Drugete mit Blech wieder-

holt. Wenige Kilometer weiter fahre ich in einen gewöhnlichen Montagmorgen hinein, an dem ganz normal eine Arbeitswoche beginnt. Eigenartiges Gefühl, wie wenn man manchmal von Süden her durch den Gotthard aus dem Frühling kommend in den Winter fährt.

Es dauert Stunden, bis es in den Ohren nicht mehr nachpfeift und im Bauch nicht mehr nachdröhnt. Und gleich danach fehlt mir beides schon wieder. Ob so eine Sucht entsteht?

März

Ich mache hier in Basel durch meinen längeren Aufenthalt verwirrende Erfahrungen mit Sprache. Als Kind habe ich als Schul-Umgangssprache den Lörracher Dialekt ziemlich rein angenommen. In der Schweiz versuche ich mich in den sprachlichen Regionalismus einzufühlen, was bedeutet, dass ich die ganz grossen Dialektbereiche mit dem Ohr grob identifiziere, also etwa Zürcher, Berner, Basler und Ostschweizer Sprachvarianten erkennen, aber doch nicht den St. Galler vom Appenzeller Dialekt sicher unterscheiden kann. Ich selbst werde in Basel nach dem dritten Wort als «Schwob» erkannt, gehe aber im Berner Oberland schon mal als Basler durch, obwohl ich mir Mühe gebe, mich von meinem Sprachohr nicht zur Annahme eines irgendwie schweizerischen Akzents verführen zu lassen. Als ich bei einer Zusatzausbildung in Zürich vor Jahren die Psychoanalyse grösstenteils in Mundart vermittelt bekam und in Gruppen anwenden lernte, war ich dankbar für die Erfahrung, dass alle Sachverhalte, die ich nicht mundartlich darstellen konnte, sich entweder als fragwürdig erwiesen – oder von mir nicht gründlich genug erfasst waren. Etwas romantisch übertreibend hielt ich

damals die Schweizer Dialekte für eine handlungsbetonte, zur Anschauung zwingende Verständigungsform, die erst dann ins Begriffliche aufsteigt, wenn ein Fundament im Konkreten gelegt ist. Banal ausgedrückt vertrat ich den Irrtum: Auf schweizerdeutsch kann man nicht klugscheissen. Da die Schweizerinnen und Schweizer aber ihre Umgangssprache in immer weitere Bereiche hineinzwingen, nicht nur in die Politik, sondern auch in die Medien, von der Werbung über die Kulturnotizen bis zur Fernsehpredigt, unterliegt diese derselben Verflachung und Entpersönlichung wie jede andere Sprache auch, und wenn dann «e Veroornig duregfiert» wird, höre ich mit dem Ohr etwas, das wie Dialekt klingt, während ich mit dem inneren Auge ein Papier mit der schriftdeutschen Vorlage sehe.

Zum eigentlichen Baslerdialekt habe ich ein eigenartiges Verhältnis. Er ist vertraut und gleichzeitig sehr fremd. Wenn er – was erstaunlich selten geschieht – in seiner ganz reinen Form auftritt, erlebe ich manchmal fast so etwas wie einen akustischen Schock. Das muss mit der Lautbildung zusammenhängen. Nirgendwo sonst in der Schweiz und im deutschen Südwesten tönt ein «au» so urtümlich, nirgends, auch nicht in der Ostschweiz, das lange «i» (in Basel auch identisch mit dem Laut, der sonst ein «ü» ist) so spitz wie hier. Es ist, als würden im Baslerischen ständig in rasendem Wechsel der Hals extrem erweitert und der Mund extrem gespitzt, und wahrscheinlich ist das ohne ernsthafte Schäden am Sprechapparat nur durch die dazwischengeschaltete Bremse des lang geriebenen «r» möglich, wodurch dann ein Wort wie «fiirnäm» sozusagen dreisilbig wird. Zur Schonung ihres Gaumensegels verzichten die baslerisch sprechenden Menschen dafür auf das in der Schweiz sonst weit verbreitete Reiben der K-Laute, so dass sie nicht, wie etwa in Bern, «glückchlech», sondern nur «gligglig» sind. Wenn sie es sind.

Soviel als Vorbemerkung zu den – auch sprachlichen – Erfahrungen, die ich hier bei längerem Verweilen viel sensibler aufnehme, als wenn ich nur Tagesgast bin. Und da sind es gerade auch die gedruckten Wörter, die mir aufstossen. Wird etwa die Sprache der Bürokratie in einem Land, in dem sie sich von der Umgangssprache

grundsätzlich unterscheidet, besonders unmenschlich? Die Wörter, die mir allein bei der Einrichtung eines Telefonanschlusses begegnet sind, scheinen diese Vermutung zu belegen: Für die PTT (auch wenn sie sich jetzt Telecom nennt) bin ich nicht einfach ein Kunde, sondern *Gesuchsteller* – und bekomme das auch zu spüren. Meine *Anspruchsberechtigung* wird geprüft und dann mit Bedingungen verknüpft, da ich Ausländer ohne *Niederlassungsbewilligung* bin. Als solcher habe ich nämlich eine *Garantiehinterlage* zu entrichten (500 Franken im voraus). Und die *Taxaufrechnungsstelle* hilft mir (nachdem mir über 400 Franken Gesprächsgebühren zuviel berechnet worden sind) erst, nachdem ich durch umständliches Telefonieren (nicht viel anders als der legendäre «Kunz in Bünzen») ihre Zuständigkeit herausgefunden habe, dann allerdings rasch und wirksam, dank der neuerdings eingerichteten *Vollerfassung*. Im übrigen verdanke ich meinen Aufenthalt hier der *Literaturkreditkommission*. Das Wort hat mich schon ganz am Anfang erschreckt. In einem Brief der Stadtgärtnerei an eine Quartierinitiative werden *Hundeversäuberungseinrichtungen* in Aussicht gestellt, während ein Schild *fehlbare Hundehalter* mit einer Busse bedroht. Auch im nicht offiziellen Bereich begegnen mir Wortungetüme. In dem eben gekauften Dosenfleisch ist neben anderen Inhaltsstoffen auch ein *Umrötehilfsmittel* deklariert.

Am Mühlenberg fragen mich zwei Tاملين nach dem Weg zum St. Alban-Tal. Nein, sie suchen nicht die Jugendherberge, sie haben die Adresse einer Wohnung, die sie zu bekommen hoffen. Sie halten mich für einen freundlichen Einheimischen. Ich überlege mir, wie es mir hier ginge, wenn ich klein und braunhäutig wäre und nur gebrochen schriftdeutsch sprechen könnte.

April

Immer mehr Farbe kommt in die Basler Welt. Krokus und Forsythien haben den Anfang gemacht, dann folgt eine sanfte Welle von Grün. Den Kastanien vor meinem Fenster kann man förmlich zuschauen, wie sich ihre Knospen entfalten. Am Castellioweglein duftet der Bärlauch. Die Marronistände in der Stadt weichen

allmählich den Eisbuden. Frühjahrs- und Sommermode ist zunehmend nicht nur in den Schaufenstern, sondern auch auf der Strasse zu bewundern. Je mehr Licht und Wärme wirken, desto besser passt auf viele Menschen, die unterwegs sind, ein Attribut, das es leider in der deutschen Umgangssprache nicht gibt: «aufgestellt». Ich selber fühle mich «total aufgestellt» an einem Sonntag im April am St. Alban-Rheinweg. Mein Buchprojekt ist vorangekommen, und nebenbei ist auch die Sammlung «Regio-Miniaturen» um ein paar Stücke gewachsen.

Eigenartig, ich halte hier ohne Not oder besondere Absicht so eine Art Alban-Radius ein. Als wäre die Zeit stehen geblieben, wird man im «Dalbe-Lädeli» noch gefragt, was man wünsche und was es noch sein dürfe, und jeder Kunde und jede Kundin wird persönlich begrüsst und verabschiedet. Auch kulturell geniesse ich diese Mischung aus Urbanem und Heimeligem: vor dem Stadttheater kommt das Vorstadttheater. Dort gab es unter anderem ein «Theater in der Mittagspause» mit abgelegenen, aber erstaunlich lebendigen Hebel-Texten samt einer Minestrone für zwanzig Franken, beides mit Geschmack und – das Wort ist angebracht – Liebe zusammengemacht, «al dente» das Gemüse wie die Texte, und kein Gewürz hat vorgeschmeckt und keines hat gefehlt. Ins Konzert im grossen Casinosaal gehe ich nur, weil ich das Abonnement habe.

Manchmal kommt Besuch. Dann habe ich einen Anlass, das Museum für Gegenwartskunst zu besuchen. Das Kunstmuseum ist zwar auch nicht viel weiter entfernt, aber dahin geht man eben eher, wenn man eigens nach Basel gefahren ist. Eindruck hat mir Jonathan Borofski gemacht. Mir gefällt, wie unbefangen er mit der Kunst spielt (das dreidimensionale Descartes-Porträt!). Es gibt aber nicht wenige Kolleginnen und Kollegen von ihm, die scheinen bei ihrer Arbeit so viel gedacht zu haben, dass um ihre Werke herum die Luft ganz trocken geworden ist. Nach zwei Stunden habe ich das Museum hustend verlassen. Es ist derselbe Husten, der mich bei bestimmten Vernissage-Reden befällt. Was nur ein intellektueller Gewohnheit widersprechendes Gefühl war, findet in meiner Morgenlektüre bei dem klugen George Steiner kla-

ren sprachlichen Ausdruck. «Les preuves fatiguent la vérité», soll Georges Braque gesagt haben, die Beweise nehmen der Wahrheit die Spannung, und entsprechend sieht Steiner mehr Sinn darin, sich ein Kunstwerk aktiv anzueignen, es zu «vollziehen», als es mit noch so informativen Worten zu erklären. Musik und Theater werden verstanden, indem sie aufgeführt, Texte, indem sie auswendig gelernt oder vorgelesen werden, ist Steiners mit Leidenschaft vorgetragene These, die er durchaus auch auf die bildende Kunst angewandt sehen will. Kopien, Zitate, Abwandlungen bis zur Verzerrung, mit denen Künstler auf Kunstwerke früherer Zeiten Bezug nehmen, hätten demnach Vorrang gegenüber jeder verbalen Interpretation. Ich werde mir das Descartes-Porträt von Borofski noch einmal in Ruhe anschauen. Stand da nicht «Nach Frans Hals»? Wenn George Steiner recht hat, dann kann ich im Basler Museum für Gegenwartskunst einen alten Niederländer verstehen lernen.

Mit einem dreizehnjährigen Neffen, der an einem Roman schreibt und schon hundert Seiten geschafft hat, besuche ich das Papiermuseum. Wir stehen die meiste Zeit und immer wieder vor der wunderbaren Linotype-Setzmaschine. Für mich ist es Nostalgie. In meinen jungen Jahren habe ich sehr viel für Zeitungen geschrieben, und es gehörte zu den Ritualen, mit denen die Zeitungsoberen ihre ständigen Mitarbeiter bei der Stange hielten, dass man von Zeit zu Zeit – meist, wenn modernisiert worden war – durch Setzerei und Druckerei geführt wurde und sich, wenn man jung genug war, dabei sehr wichtig vorkam. All das wird bei dem rhythmischen Klickern der Linotype wieder lebendig. Der Maschinensetzer im Museum ist sicher um die siebzig. Er kommt auch nicht los davon. Florian, mein junger Besucher, scheint intuitiv zu begreifen, dass er hier vor einer Meisterleistung des technischen Zeitalters steht, das gerade erst zu Ende gegangen ist. Vielleicht ist es neben der Linotype nur noch die Schnellzugs-Dampflokomotive, an der komplizierte technische Perfektion noch so sinnlich erfahrbar ist, durchschaubar, hörbar und atmosphärisch einprägsam.

Jetzt kommt auch die Fähre in Schwung. An schönen Tagen und natürlich sonntags braucht

kaum noch jemand den Fährima mit der Glocke zu rufen. Er fährt sowieso fast ununterbrochen hin und her, ohne dabei seinen trockenen Humor zu verlieren. Verschmitzt erklärt er mir die Tariferhöhung für das Fährli-Abonnement, die es so sicher nirgends sonst gibt: Ab April kostet die Karte 16 statt 14 Franken, berechtigt dann aber zu 22 statt 20 Überfahrten. Das verteuert die einzelne Fahrt von 70 auf 72 Rappen. Wenn nur alle Preiserhöhungen so mässig ausfielen!

Mai

Es gibt einen berühmten und bewährten Sightseeing-Vorschlag «Basel zu Fuss». Er führt Interessierte planvoll zu allem, was von Kunsthistorikern, Ästheten und Baselkennern als sehenswert erachtet wird. Meine Fusswege haben mehr praktische Bedeutung. Lokalpatriotisch anfällig bin ich – inzwischen – höchstens im St. Alban-Tal. Im übrigen gehe ich einkaufen, oder ich verschaffe mir Bewegung an der (mehr oder weniger) frischen Luft.

Ein Rundgang, der die Erholung mit dem Nützlichen verbindet, fängt mit der Überfahrt in die «mindere Stadt» an. So komme ich auf der kurzen Innenseite des Rheinknies flott und bequem ins Zentrum. Der Untere Rheinweg ist sicher auch keine schlechte Adresse. Und doch wird hier die Spannung zwischen altem Reichtum der Liegenschaften und neuem Elend der Süchtigen, die hier einen Sonnenplatz gefunden haben, spürbar. Wie so vieles in Basel – und ganz sicher das Geld – bleibt allerdings auch diese Spannung eher unauffällig: Rheinweg ist nicht Platzspitz. Wie es die Basler fertigbringen, dass man von den Drogensüchtigen mehr liest und hört als sieht, das wissen nur sie selbst. Richtig arm – buchstäblich bettelarm – zu sein, ist in Basel vielleicht mehr als anderswo eine Provokation, und es scheint, als wüsste man in Basel seit Paracelsus' Zeiten unerhört wirksam gegen Provokationen vorzugehen. Bei aller Unauffälligkeit. In der Basler Zeitung lese ich, dass sich in der Gassenküche weniger als halb so viele Menschen verpflegen wie im Sommer des Vorjahres, nachdem der Kanton seine Subvention um mehr als 100000 Franken gekürzt und die Einziehung eines Unkostenbeitrags von drei Franken pro Essen verfügt hat, «aus erzie-

herischen Gründen». Um Ausgewogenheit bemüht, erwähnt der Schreiber, dass es auch noch andere Gründe gebe. Die Drogenszene am Barfüsserplatz und in der Steinenvorstadt bleibt unauffällig. Basel ist eine saubere Stadt. Sicher spielt auch die Topographie eine Rolle: Die Pfalz ist leichter rein zu halten als zum Beispiel in Bern das Schänzli. Und die Gegend zwischen Riehentorstrasse und Greifengasse ist für Besucher und Touristen eh nicht interessant. Ganz in meiner Nähe, in der alten Akkumulatorenfabrik neben dem Letziturm, gibt es eine Notschlafstelle für Jugendliche. Die Einrichtung ist so unauffällig, dass ich sie erst nach einem Vierteljahr entdeckt habe. Auf einem Verteilerkasten daneben steht aufgesprüht das Wort LEBENSANGST. In eine kleine Lücke, die blieb, hat jemand hinzugefügt: WUT!

Seltsame Erinnerungen kommen mir hoch, wenn ich als «Insider» (ohne Niederlassungsbewilligung) in Basel unterwegs bin, aber eindeutig mit einer Perspektive von unten. Ein Armer bei den Reichen. Als es nach Krieg und Zusammenbruch in Lörrach wieder den ersten Fasnachtsumzug gab, fuhren auch Basler Wagen mit, auf ihnen wohlgenährte, unbeschwert fröhliche und, wichtig für mich, freundliche Menschen. Ich war ein Bub von sieben oder acht Jahren, damals noch sehr mager (im Familienjargon war ich das «Knochenmännle») und sicher mit grossen hungrigen Augen. Eine Frau beugte sich vom Wagen herab und schenkte mir ein grosses Wurstbrot. Ich erinnere mich an die Geste, an die freundlichen Augen der Frau, aber leider nicht mehr an den Geschmack, obwohl ich sicher niemals zuvor solches Brot und solche Wurst bekommen hatte. Und auch, dass meine Eltern mich das Geschenk einfach annehmen und essen liessen, war wunderbar und bleibt unvergesslich.

Noch eine Erinnerung, Basel von unten: Mein erstes Auslandssemester studierte ich in Basel, im Sommer 1958. Für einen Job wurden grossgewachsene Studenten gesucht. Wir hatten uns – im August! – in Eichhörnchenkostüme aus Webpelz zu zwängen, denn das Eichhörnchen Tiffy war das Symboltier für ein neues Produkt, das unter die Leute gebracht werden sollte: innen mit einer Wachsschicht überzogene Papiertüten, die genau in die Mülleimer («Ochs-

ner-Kübel») passten. Im sauberen Basel wurde das Produkt getestet. Wir mussten hinter dem Müllauto hergehen und in alle geleerten Eimer eine Probetüte nebst Bestell- und Einzahlungsschein stecken. Der Nachschub kam aus einem Taxi, voll mit solchen Tüten, das langsam mitfuhr. Eine teure Kampagne also, zumal auch unser Salär für die damalige Zeit sensationell war: 30 Franken am Tag plus Spesen. Trotzdem haben sich die tiffigen Tüten in Basel nicht durchgesetzt. Vermutlich waren sie den Baslern zu teuer. Die nahmen weiterhin alte Zeitungen, bis die Plastiksäcke kamen. Und selbst die sind jetzt nicht mehr gratis.

Überall hängen jetzt grosse Plakate mit Appellen an die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger, JA oder NEIN zu stimmen zu einem Plan der Basler Regierung, wie das Theater künftig billiger finanziert werden soll. Die einen betonen mehr, wie dringend derzeit das Sparen sei, die anderen verweisen auf den Ruf, den das Basler Theater im ganzen deutschsprachigen Raum hat. Ich erinnere mich gut daran, wie stolz ich – nur als Bewohner der Basler Regio – war, als die Zeitschrift «Theater heute» die Basler Theater auf Rang zwei aller deutschsprachigen Bühnen setzte und dass dieser Rang sich aus dem Urteil überwiegend deutscher professioneller Theaterkritiker ergab. Und ich denke an unvergessliche Aufführungen, die sich nicht nur mit den grossen Namen Dürrenmatt und Düggelin, sondern auch mit dem stillen, aber fachlich erstklassigen Frank Baumbauer verbinden. Die Höhe des Etats, natürlich, macht nicht allein die Qualität eines Theaters aus, aber Theater von Qualität kostet viel Geld. Basel hat einen Ruf zu verlieren als regionales Kulturzentrum mit überregionaler Bedeutung. Finden sich denn keine Sponsoren dies- und jenseits der Grenze? Das «Umland» zahlt ja indirekt schon mit: Sind

wir nicht auch Kunden der Basler Steuerzahler? Ich würde im übrigen auch direkte Subventionen der südbadischen Gemeinden oder Landkreise an die Basler Theater befürworten. Jedenfalls, wenn das Niveau so bleibt, wie ich es in den letzten zwei Jahrzehnten immer wieder neu erlebt habe. Aber bei uns werden in solchen Angelegenheiten die Stimmbürger nicht befragt.

Juni

Der Fährmann auf der St. Alban-Fähre «Wilde Ma» betreibt auf seine Weise Kulturförderung. Im Sommer veranstaltet er auf der Fähre an einem Abend in der Woche Lesungen, Musik, oder auch einmal ein kleines Theaterstück vor einem kleinen (es gibt 24 Sitzplätze), aber begeisterten Publikum. Für mich ist es eine Art Abschied, als ich aus meinen hier geschriebenen «Regio-Miniaturen» lesen darf und mir Mühe geben muss, das rauschende Hochwasser des Rheins zu übertönen.

Bald wird mein halbes Jahr im Atelier vorbei sein. Ich überlege mir, was ich am meisten vermessen werde. Den Blick aufs Münster im Abendlicht vom Dachfenster aus. Die Möglichkeit, ohne Vorbereitung in eines von einem halben Dutzend erreichbaren Theatern zu gehen – zu Fuss. Spaziergänge, bei denen ich Natur oder Stadt haben kann – oder beides. Thomas Resch, den kauzigen Fährima. Das Geräusch vorbeifahrender Lastkähne. Den Geruch des Rheins. Die Freude am Arbeiten, wenn ich ungestört siebzig Quadratmeter Raum für mich allein habe. Ich verlasse Basel wie einen alten Freund, den ich für eine Weile besucht habe: Da wurden mir seine liebenswerten Seiten ebenso wie seine Schwächen einmal wieder aus der Nähe deutlich; und ich gehe mit Bedauern. Tschau, Basel, s isch glatt gsy bi dir.